

FRAUEN-VOR!-KONFERENZ

Wie gutes Frauenleben gelingen kann.



Von Frauenarmut und vom guten Frauenleben

Michaela MOSER

ist Mitarbeiterin der Dachorganisation der staatlich anerkannten Schuldenberatungen asb. Sie ist Mitglied des Koordinationsteams der Armutskonferenz und Vizepräsidentin des Europäischen Armutsnetzwerks. Dieser Beitrag wurde mit Unterstützung von **Margit APPEL, Gabriele GOTTWALD-NATHANIEL, Barbara KRAUS** und **Klaudia PAIHA** verfasst.

Seit Beginn der Armutskonferenz und damit schon 15 Jahre lang ist auch die **Arbeitsgruppe Frauen und Armut** aktiv. **Erfahrungs- und Wissensaustausch, gemeinsame Informations- und Öffentlichkeitsarbeit und Strategieentwicklung zur Vermeidung und Bekämpfung von Frauenarmut stehen im Zentrum der Aktivitäten. Wichtiges Vernetzungs- und Entwicklungsforum über den Kreis der ständigen AG-TeilnehmerInnen ist seit vielen Jahren die Frauen-Vor!-Konferenz.**

Die Armut ist weiblich, diese Erkenntnis ist weder neu noch originell und wird seit Jahren so stark verbreitet, dass sie eigentlich schon zur Floskel geworden ist. „Sloganzation“ nennen feministische Entwicklungstheoretikerinnen diesen Prozess, der scheinbar unvermeidlich ist, wenn versucht wird, feministische Ansätze und Anliegen dem politischen Mainstream schmackhaft zu machen und in institutionalisierte Politikbereiche zu implementieren. „Sloganzation“ geht Hand in Hand mit Simplifizierung, und fast immer sind die derart verbreiteten Botschaften richtig und falsch, wichtig und gefährlich zugleich¹.

Denn einerseits ist nicht von der Hand zu weisen, dass überall auf der Welt Frauen häufiger und stärker von Armut betroffen sind als Männer, andererseits ist aber der daraus nicht selten gezogene Schluss „Frau = arm“ so gefährlich wie unrichtig und fügt sich obendrein noch allzu geschmeidig in gängige Geschlechterdichotomien und -stereotype.

Knackpunkt Intrahaushaltsverteilung

Dazu kommt, dass es eigentlich kaum verlässliche Daten zu Frauenarmut gibt. Zu den vielen Unzulänglichkeiten, die an herkömmlichen Armutsstatistiken generell zu kritisieren wären, kommt im Bezug auf die Frage nach verfügbaren Daten und Zahlen zu Frauenarmut ein weiteres Problem: So gut wie alle Armutsstatistiken werden auf Haushaltsbasis erhoben, Aussagen über individuelle Armutsbetroffenheit werden nach wie vor und wider besseres Wissen unter der Annahme der Gleichverteilung des Haushaltseinkommens an alle im Haushalt vorhandenen Personen getroffen. Dass die so entstehenden Resultate nur wenig Aussagekraft haben und zu einer Verschleierung tatsächlicher Verhältnisse führen, ist SozialarbeiterInnen und

-aktivistInnen genauso klar wie den involvierten WissenschaftlerInnen und dürfte sich auch zu einigen PolitikerInnen bereits durchgesprochen haben.

Mit einiger Spannung dürfen deshalb die 2010 erstmals im Rahmen eines – leider wohl vorläufig auch einmaligen – Sondermoduls der EU-SILC-Studie zu Einkommen- und Lebensbedingungen zur Intrahaushaltsverteilung erhobenen Zahlen erwartet werden. Und es bleibt zu hoffen, dass diese zu weiteren Studien zur Ressourcenverteilung innerhalb von Haushalten führen werden.

Derzeit kann nämlich nur angemerkt werden, dass laut der aktuellsten Erhebung der Statistik Austria mindestens 281.000 Frauen in Österreich von Armut betroffen und wohl mehr als eine halbe Million Frauen als armutsgefährdet gelten müssen, als genaues Abbild der Realität dürfen diese Zahlen jedoch nicht verstanden werden. Das hat neben der Haushaltsbezogenheit auch mit deren Konzentration auf die Einkommenssituation zu tun. Zu den Indikatoren für Armutsbetroffenheit müsste jedoch zumindest auch der Faktor Zeit(armut) gezählt werden, ganz zu schweigen von den (nicht) vorhandenen Möglichkeiten kultureller und politischer Partizipation und Einflussnahme.

Arbeitszeitverkürzung und mehr

Wesentlicher Grund für die höhere Armutsbetroffenheit und -gefährdung von Frauen ist – neben bzw. verbunden mit hartnäckigen Einkommensdifferenzen am Arbeitsmarkt – die unentgeltliche Übernahme von Fürsorgeaufgaben. Nach wie vor gilt die unbezahlte Erledigung von Sorge-Tätigkeiten durch Mütter, (Schwieger-)Töchter, Ehefrauen, Schwestern, weitgehend als selbstverständlich, bleibt volkswirtschaftlich ungezählt und wird für viele Frauen zur Armutsfalle. Und

dort, wo es Frauen gelingt, sich davon zu „befreien“, werden Tätigkeiten und damit auch Armutsbetroffenheit oft schlicht auf andere Frauen – meist MigrantInnen – und einmal mehr zu schlechten Bedingungen „umgeschichtet“. Weniger das Geschlecht an sich ist dann ausschlaggebend, sondern die Übernahme von bestimmten damit verbundenen Rollen und Tätigkeiten. Auch die wenigen Männer, die entgegen herkömmlicher Rollenmuster ihren Job zugunsten von Kindererziehung oder Pflgetätigkeiten über lange Jahre hin „aufgeben“, werden nämlich am Ende des Tages – z.B. in Form mangelnder Arbeitslosenversicherungs- und Pensionszeiten – dafür bezahlen müssen.

Die Verteilung von Einkommen und Arbeit steht deshalb nach wie vor hoch auf der Agenda im Kampf gegen Frauenarmut. Seit vielen Jahren fordern die Frauen der Armutskonferenz eine generelle Arbeitszeitverkürzung. Zur Diskussion stehen dabei vielfältige Modelle, wie etwa die Verkürzung der Lebensarbeitszeit durch verschiedene „Auszeiten“, etwa Sabbaticals, Bildungszeiten, Erziehungszeiten, etc. oder früheren Pensionsantritt, eine jährliche Arbeitszeitverkürzung z.B. durch eine weitere Urlaubswoche oder Bildungsfreistellung, aber auch wöchentliche und tägliche Arbeitszeitverkürzung durch Reduzierung der Normalarbeitszeit.

Zu erwarten wäre davon eine mehrfache Verteilungswirkung, nämlich hinsichtlich der Verteilung von bezahlter Arbeit zwischen (jetzt) Erwerbstätigen und (jetzt) Erwerbsarbeitslosen (bzw. geringfügig/Teilzeitbeschäftigten), der Verteilung von bezahlter und unbezahlter (Haus- und Familien-)Arbeit zwischen den Geschlechtern und einer gerechteren Verteilung zwischen Kapital (Unternehmungen) und Arbeit (Erwerbstätige), die selbstverständlich durch weitere „flankierende“ Maßnahmen (Kinderbetreuung, Beseitigung der Einkommensdiskriminierung von Frauen, Steuersystem, ...) voranzutreiben wäre.

Benachteiligungen am Arbeitsmarkt werden von Sozialleistungen, die sich am vorigen Arbeitsentgelt orientieren, fortgeschrieben bzw. verstärkt. Zwar belegen Studien, dass Frauen überproportional von wohlfahrtsstaatlichen Sozialleistungen profitieren, gleichzeitig wirken diese jedoch in ihrer Fortschreibung von Ungleichheiten am Arbeitsmarkt auch diskriminierend. Wer wenig verdient hat, bekommt niedriges Arbeitslosengeld, wer nur einen prekären Job hat, gar keines.

Noch immer spukt die patriarchale Fantasie vom männlichen Broterwerber durch sozialpolitische Systeme, wen wundert es da, dass diese nur unzureichende Wirkung in Bezug auf die Vermeidung und Bekämpfung von Frauenarmut bringen.

Doch auch dort, wo die Bedeutung von Frauen als „breadwinners“ zunehmend erkannt wurde, sind die Aussichten nicht notwendig rosiger. So wurde im entwicklungspolitischen Diskurs und den entsprechenden Programmen zur Armutsbekämpfung in den letzten Jahren die bedeutende Rolle von Frauen erkannt und mit Slogans wie „wenn man in Frauen investiert, investiert man in die ganze Nation“ immer mehr auf „Investitionen in Frauen(arbeit)“ gesetzt. Beschäftigungs- und Mikrokreditprogramme für Kleinunternehmerinnen erfreu(t)en sich wachsender Beliebtheit, ohne freilich an den zentralen Fragen der Umverteilung von Arbeit, Einkommen und Macht zu rühren. „Arme“ Frauen wurden zu zentralen Hoffnungsträgerinnen für ökonomischen Aufschwung stilisiert, an den patriarchalen und neoliberalen Grundfesten muss(te) dabei praktischerweise nicht gerührt werden.

Wenn Frauenarmut – wie auch die Armut von Männern und Kindern – nachhaltig und effektiv bekämpft werden soll, da sind sich alle feministischen Expertinnen (und nicht nur diese) einig, müssen jedoch die ökonomischen und politischen Verhältnisse an sich auf den Prüfstand genommen und radikalen Veränderungen unterzogen werden.

Geld, Deutungsmacht, Verwirklichungschancen

Es geht also um mehr als um materielle Ressourcen. Wie die US-amerikanische Philosophin Martha Nussbaum in ihren Arbeiten zu Gerechtigkeit und gutem Leben – und im Rekurs auf Aristoteles – deutlich macht, geht es mit Blick auf die Vermeidung und Bekämpfung von Frauenarmut (wie auch von Armut generell), nicht (nur) um die Frage, was Frauen (Menschen) haben, sondern vor allem darum, was Frauen (Menschen) tun und sein können. Es geht also um umfassende innere und äußere Verwirklichungschancen. Damit ist mehr als die in politischer Rhetorik heute so beliebte blanke Chancengleichheit gemeint, die vorgeblich gleiche Ausgangspositionen schaffen will, ohne für weitere Entwicklungsprozesse und schon gar nicht etwaige Ergebnisse Verantwortung übernehmen zu wollen. Nussbaum zählt in einer gleichzeitig offenen wie nicht reduzierbaren

www.frauenarmut.at

Liste die Verwirklichungschancen auf, die als Grundbedingungen für gutes Leben verstanden werden können:

- körperliche Integrität, Gesundheit und Selbstbestimmung,
- psychisches/emotionales Wohlbefinden,
- Ausdrucks- und Entwicklungsmöglichkeiten – auch kulturelle, religiöse und politische,
- die Fähigkeit, sich spezifische Vorstellungen vom eigenen guten Leben zu machen zu können,
- mit anderen Lebewesen in vielfältigen wechselseitigen Beziehungen zu leben,
- an politischen Entscheidungen zu partizipieren,
- Arbeits- und Besitzverhältnisse mitbestimmen zu können
- und nicht zuletzt auch über Zeit und Muße für Spiel, Rekreation, Nichtstun verfügen zu können.

Die Frage materieller Ressourcenverteilung bleibt für die Umsetzung dieser Verwirklichungschancen freilich von Relevanz, aber es geht auch um Anerkennung, Selbstvertretung und Deutungsmacht.

Die Macht der Deutung von Armut liegt fast immer in den Händen jener, die nicht von Armut betroffen sind. JournalistInnen, WissenschaftlerInnen, SozialexpertInnen, BeamtenInnen und PolitikerInnen beschreiben Hintergründe und skizzieren Auswege, Frauen mit Armutserfahrungen werden dabei häufig auf eine illustrierende Opferrolle beschränkt.

Doch nicht nur die Lösungsvorschläge betroffener Frauen fehlen, auch die alternativen Ansätze, die die Frauenbewegung und darin aktive feministische Ökonominen, Politologinnen, Ethikerinnen seit vielen Jahren hervorbringen, sind in den Debatten auf gespenstische Weise abwesend. Die teilweise seit Jahrzehnten erarbeiteten und diskutierten Ansätze der Care-Ethik beispielsweise haben in die Pflegedebatte bis heute nicht wirklich Eingang gefunden. Diskussionen um einen erweiterten Arbeitsbegriff und die notwendige Umverteilung von unbezahlter und bezahlter Arbeit zwischen Frauen und Männern scheinen ebenso wie Fragen der Macht- und Einkommensverteilung, selbst die emanzipierteren und kritischeren unter den politischen EntscheidungsträgerInnen maximal oberflächlich gestreift zu haben. Oder sie wurden im Zuge der eingangs erwähnten ‚Slogifizierung‘ entweder bis zur Unkenntlichkeit entstellt oder aufs Größte simplifiziert (z.B. wenn nach wie

vor Frauenerwerbstätigkeit nahezu als „Allheilmittel“ gepriesen wird).

Es geht also weiterhin um ein Sichtbarwerden und Sichtbarmachen. Zunächst um das Sichtbarwerden von armutsgefährdeten Frauen als heterogene Akteurinnen und das Sichtbarmachen ihrer vielfältigen und durchaus unterschiedlichen Armutserfahrungen, Lebensgeschichten, aber eben auch ihrer Lösungsvorschläge und Vorstellungen vom guten Leben.

Vom guten Frauenleben

Was also ist zu tun? Zuallererst gilt es, auf die vielfältigen Realitäten, Erfahrungen und Lösungsvorschläge von Frauen mit Armutserfahrungen hinzusehen und hinzuhören.

Zudem zeigten nicht zuletzt die Diskussionen zu Modellen der Grundsicherung auf der Frauen-Vor!-Konferenz einmal mehr, dass nicht zuletzt die mit den unterschiedlichen Armutsbekämpfungskonzepten verbundenen Menschen- und Gesellschaftsbilder eine für Frauen zentrale Rolle spielen und deshalb stärker in der Debatte mitzuberücksichtigen sind.

Zu fragen wäre dabei unter anderem, in welchem Gesellschaftskontext es Bedingungslosigkeit braucht und ob eine solche im Kontext der bestehenden Arbeitsteilung nicht permanent Frauen überantwortet würde, die dann mit höherer Armutsgefährdung „zahlen“? Welche Existenz- und Teilhabesicherung, so die Folgefrage, würde also den vielfältigen Leistungen von Frauen am ehesten entsprechen, welche Grundsicherung es am besten ermöglichen Nein zu sagen, zu inakzeptablen Arbeitsangeboten, Arbeitsplätzen und Beziehungen? Welche Sozial-, Wirtschafts-, Arbeitsmarkt-, Infrastrukturpolitik dient dem guten Frauenleben?

Erfahrungsaustausch, Analysen und Diskussionen wie zuletzt auf der Armutskonferenz bestätigen immer wieder, da es jedenfalls wohl eine Kombination von monetärer Grundsicherung auf Mindestniveau, die zur Abdeckung der Ausgaben für das Lebensnotwendige auch tatsächlich reichen muss, braucht, aber auch den Ausbau guter sozialer Infrastruktur (öffentlicher Verkehr, Gesundheitsvorsorge, Bildungsangebote, Energiesicherung, sozialer Wohnbau, Kinderbetreuungseinrichtungen, Beratungsstellen, Frauenhäuser ...) sowie die Umgestaltung und Neuausrichtung der Arbeitsmarktpolitik. Letztere

müsste das „Ganze der Arbeit“, wie es die deutsche Ökonomin Adelheid Biesecker definiert hat, als Basis für neue Mittel und Wege in den Blick nehmen. Was derzeit als „typische Frauenbiografie“ gilt, nämlich die Kombination von bezahlter Erwerbsarbeit und unbezahlten Tätigkeiten, müsste zur Normalität werden. Fürsorgetätigkeiten, Eigen- und Subsistenzarbeit, aber auch gesellschaftliches und politisches Engagement sind als Teil eines umfassenden Arbeitslebens zusammenzudenken. Nicht die Zukunft der Erwerbsarbeit muss im Zentrum politischer Debatten stehen, sondern die Möglichkeiten eines guten Lebens im Sinne der Verwirklichungschancen und damit das Ausloten der besten Möglichkeiten einer gelungenen Kombination verschiedener Arbeits- und Einkommensarbeiten. Erwerbsarbeitszeiten, so sieht es das Biesecker-Konzept vor, würden stark verkürzt, wodurch Zeit für Versorgungs-, Gemeinwesen-, Eigen- und politische Arbeit freigesetzt wird. Der durch die Arbeitszeitverkürzung bedingte Lohnverlust könnte durch ein bedingungsloses Grundeinkommen kompensiert werden, das seinerseits durch verstärkte Besteuerung von Überstunden, Kapitaltransaktionen und Naturverbrauch finanziert wird.

Der Staat bleibt in diesem Modell bedeutender, was nicht heißen soll unveränderter, Akteur. Effektive Armutsbekämpfung braucht eine neue Politik des Sozialen und damit auch demokratiepolitische Umbauarbeiten.

Zum einen soll er mit gut ausgebauter sozialer Infrastruktur dafür sorgen, dass Kindergärten, Gemeinschaftsküchen, neue Formen sozialen Wohnens, ... weiterhin und verstärkt für alle zur Verfügung stehen, zum anderen braucht es Impulse für Qualifizierung, Weiterbildung und Initiativen, die dabei helfen, die entstehenden Wahlmöglichkeiten und -freiheiten gut nutzen zu können.

Armutsbekämpfung und -vermeidung wird dabei auf doppelte Weise forciert. Zum einen durch die Erhöhung der Verwirklichungschancen des und der Einzelnen, zum anderen durch die Förderung der Mitgestaltungsgesellschaft von aufeinander bezogenen und füreinander sorgenden BürgerInnen.

Sorgend tätig werden

Der Ansatz von Biesecker ist nur einer von vielen, den FeministInnen in den letzten Jahren vorgelegt und diskutiert haben. Erwähnens-, beschreibens-, bedenkenswert wären auch viele weitere Ansätze von Subistenzdenkerinnen, Care-Ethikerinnen und Ökonominnen, Philosophinnen und vielen Aktivistinnen sozialer Organisationen und Bewegungen. Gemeinsam ist ihnen, dass sie den Blick aufs Ganze lenken und damit sowohl auf soziale als auch ökonomische und demokratiepolitische Veränderungen und folglich auf eine erneuerte Politik des Sozialen, die weit über das enge Feld der üblichen Sozialpolitik hinausgeht.

Eine solche Politik müsste es auch ermöglichen, Abhängigkeit und Bedürftigkeit als menschlichen Normalzustand zu akzeptieren und die Norm einer scheinbar unabhängigen menschlichen Existenz genauso infrage zu stellen wie die derzeit bei vielen PolitikerInnen so beliebte wie undifferenzierte Forderung nach „mehr Eigenverantwortung“. Leitprinzip dieser Politik wäre vielmehr die Einsicht, dass wir alle nur leben können, wenn wir von anderen gefördert und unterstützt werden. Entsprechende Bedeutung könnte dann in der Folge dem Geben- und Nehmen-Können fürsorglicher Tätigkeiten zugesprochen werden. Dabei geht es nicht nur um Hausarbeit, pflegerische und sozialarbeiterische Tätigkeiten, sondern auch und vor allem um ein Handeln, das für das eigene Mit-anderen-in-der-Welt-Sein auf breite und vielfältige Weise Verantwortung übernimmt, Abhängigkeiten respektvoll gestaltet und wechselseitiges fürsorgliches Tätigsein unabhängig von tradierten Geschlechterrollen zu leben lernt.

Nicht zuletzt gilt es nach wie vor – und bei aller Notwendigkeit die Debatte in die breite Öffentlichkeit zu bringen – auch Frauenräume zu schaffen und zu pflegen. Wenn bahnbrechende Umwälzungen vorbereitet werden sollen, braucht es Freiräume zum vorbehaltlosen Denken und Träumen, zur Strategieentwicklung, zum Vernetzen und zum Kraft schöpfen, nicht nur, aber auch für Frauen unter sich.

1) Vgl. Andrea Cornwall, Elizabeth Harrison, Ann Whitehead, Introduction, in: Andrea Cornwall, Elizabeth Harrison, Ann Whitehead (eds.), *Feminisms in development: contradictions, contestations and challenges*, London: Zed Books 2007, 1–17, 4.

Kraft und Verbundenheit mit anderen Frauen

Virginia Woolf spricht in ihrem Buch „Ein eigenes Zimmer“ darüber, „dass wir allein gehen und daß wir Beziehung zur Welt der Wirklichkeit haben müssen ...“
 Ich stimme mit ihrer zweiten Behauptung durchaus überein und auch mit der ersten, im Sinn von Selbstverantwortlichkeit, aber das „Alleine-gehen-Können“ braucht die Stärkung durch solidarische Gemeinschaftlichkeit zwischen Frauen. Nichts ist schlimmer und aussichtsloser, als alleine zu sein, mit dem was eine bewegt und bewegen möchte. Wir Frauen brauchen jede Menge Mut, Vertrauen und gegenseitige Wertschätzung und Unterstützung, damit wir aufhören können, dem patriarchalen Märchen unserer angeblichen Minderwertigkeit Glauben zu schenken. Ja, ich bin froh über die „eigenen Zimmer“ meines Lebens, die Orte, wo ich für mich und mit mir sein kann, um mich von den Herausforderungen, die dieses Leben an mich stellt, erholen kann. Aber ich brauche auch Orte, wo ich die Kraft und Verbundenheit mit anderen Frauen spüren und erleben kann. Und genau so ein Raum war die Frauenvorkonferenz für mich. In diesem Raum konnte ich anderen Frauen begegnen, ohne Angst und mit gegenseitigem Wohlwollen und Interesse. Ohne diese Frauenvorkonferenz hätte ich mich auf der Armutskonferenz vielleicht ziemlich alleine und aufgrund der Menschenmenge auch etwas überfordert gefühlt, aber immer wieder ergab sich im Verlauf der Armutskonferenz ein Blickkontakt, ein Gespräch, ein Lächeln, ein Lachen zwischen „uns Frauen“ und das hat mir ein warmes Gefühl von Willkommen-Sein geschenkt und mein „Alleine-Sein“ wurde durch das „Verbunden-Sein“ erweitert und transformiert. Gestärkt, beglückt, zufrieden, inspiriert, reich beschenkt und mit jeder Menge Zuversicht, Vertrauen und mit vielen neuen Ideen und freundschaftlichen Begegnungen habe ich die Armutskonferenz verlassen. Barbara Kraus, Künstlerin



Maria Stern

ist Singer-Songwriterin, Lehrerin und Alleinerzieherin. Sie war eine der Delegierten beim 9. Europäischen Treffen von Menschen mit Armutserfahrung. (Brüssel, Juni 2010)

Auf der Frauen-VOR-Konferenz spielte sie einige ihrer Lieder.

„ANNE“

Anne steht am Fenster, denkt nach,
 er überweist keine Alimente und ach,
 die Gerichte brauchen Zeit
 um alles zu prüfen, Anne ist es leid
 ihren Kindern ständig zu sagen:
 „Tut mir leid, hab kein Geld, hört auf zu fragen.“

Anne steht am Fenster, sieht hinaus,
 ohne Alimente geht sich überhaupt nichts aus.
 Die Kinder haben auf das Geld ein Recht!
 Doch der Staat hält zurück,
 tja, sie haben halt kein Glück,
 denn ohne Vorschub lebts sich schlecht.

Anne steht am Fenster und weint,
 sie dachte immer, die Welt sei ihr Freund,
 sie wollte die Kinder haben,
 konnte den Vater dann nicht mehr ertragen,
 der rächt sich, weil sie ihn verlassen hat,
 und der Sozialstaat schweigt, Anne hat es satt.

Anne steht am Fenster und schreit,
 denn sie ist einfach nicht bereit,
 zu verstehn, dass im siebtreichsten Land der Welt
 Kinder ein Grund sind, zu verarmen...

Es ist absolut beschissen ohne Geld.